Impressionen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Intercura : eine Publikation des Geriatrischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich**

Band (Jahr): **- (1990)**

Heft 30

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Ich spiele einfach nicht mit», sagte Charlotte mit grimmiger Entschlossenheit, «ich kann nicht und ich will nicht!» Sie sass mit ihren Freundinnen Hanna und Marianne beim Abendessen auf der Terrasse, die Marianne's grosses Haus über dem Bodensee auf drei Seiten umgab. Man konnte sich hier von den letzten Sonnenstrahlen erwärmen lassen und trotzdem zum See hinunterblicken, der an diesem Abend zahlreiche Segelboote trug, die aussahen wie Papierschiffchen. Vor vielen Jahren waren die drei Frauen miteinander zur Schule gegangen, hatten sich dann aus den Augen verloren und waren sich schliesslich bei einer Klassenzusammenkunft wieder begegnet. Seither trafen sie sich regelmässig alle drei Monate, meistens bei Marianne, und verbrachten ein Wochenende miteinander. Sie gingen gegen die siebzig, zwei von ihnen waren verwitset, eine, Hanna, war geschieden. Sie hatten Enkelkinder und eher problematische Beziehungen zu ihren Söhnen und Töchtern. So ahnte man sogleich, was Charlotte mit ihrem Ausruf meinte. Die nähere Erklärung liess auch nicht auf sich warten.

«Sabine erwartet ihr drittes Baby, aber sie will möglichst rasch in ihren Beruf zurückkehren. Trotz allem Suchen und Organisieren hat man für zwei Wochentage niemanden gefunden, der die Kinder hüten würde. Und jetzt ist man auf den Gedanken gekommen, ich könnte einspringen, sicher mache es mir Freude, diese Aufgabe zu übernehmen. Natürlich erwartet man meine Zustimmung. Aber ich will nicht... einfach nicht!» «Warum willst du nicht?» fragte Hanna, deren einziger Sohn mit seiner Familie in Amerika lebte. Sie sah ihn nur selten, die jüngste Enkelin kannte sie noch gar nicht. Eine Reise nach Kalifornien war für sie ein zu kostspieliges Unternehmen, und die Jungen zeigten keine Lust, nach Europa zu kommen. «Ich stelle mir immer vor, dass schön es wäre, Enkelkinder hüten zu dürfen, am Leben einer jungen Familie Anteil nehmen zu können . . .»

«Anteil nehmen,» knurrte Charlotte. «Von ferne . . . höchstens von ferne! Versuche einmal, ungefragt irgend eine Meinung zu äussern! Das wird dir übel vermerkt. Übrigens habe ich mir die jetzige Situation selber eingebrockt. Als Sabine und Koni, trotz ihrer beiden ersten Kinder, immer noch in einer WG wohnten, predigte ich ihnen öfters herkömmlichere Lebensformen – nun hab ich's! In der WG war wenigstens immer jemand zugegen, Kleinkinder zu hüten. Im eigenen Nest, in der von mir so herbeigewünschten «bürgerlichen Ordnung» fehlen die Babysitter. Und man denkt

natürlich an die Grossmutter . . . Jahrelang hat man mir zwar erklärt, ich müsse versuchen, mein Leben unabhängig von ihnen zu gestalten. Für gewisse Samstagabende gelten die Ratschläge freilich nicht, wenn man mir anläutete – mitten in mein Planen hinein – Sabi habe am Sonntag eine wichtige Zusammenkunft und er, Koni, sei hundemüde, in der WG sei an Ruhe nicht zu denken und bei mir habe es ein freies Zimmer – sein altes. Er möchte nichts als schlafen. Und Melanie und Stefan seien immer so glücklich, wenn ich mit ihnen spiele. Was gibt es hier einzuwenden? Und ich blase alles ab, backe Kuchen, studiere an einem Menu herum – zu dieser Stunde kann ich ja nichts mehr einkaufen! – hole Spielsachen für die Kinder vom Estrich herunter und bin über mich selber wütend, dass ich den Jungen schon wieder den Vortritt gewähre und es zulasse, dass sie meine Pläne durchkreuzen.»

Marianne erhob sich, um den Kachelofen im grossen Wohnzimmer einzuheizen, man sollte zu später Stunde nicht frösteln müssen. Vor Mitternacht gingen die Freundinnen selten zu Bett. Sie dachte an ihre Tochter Mirjam. Seit einiger Zeit vergällte ihr diese jedes Zusammensein. Ein Seelenarzt hatte herausgefunden, dass Mirjam's Ehe- und Erziehungsschwierigkeiten in ungelösten Mutter-Tochter-Konflikten wurzelten. Nun war diese Tochter daran, die Konflikte auf ihre Art zu lösen, indem sie der Mutter zu verstehen gab, sie akzeptiere keine Ratschläge mehr, sie wolle ihr Leben nach eigenem Gutdünken gestalten, was zur Zeit hiess, dass man nur brieflich miteinander verkehre. «Du bist mir viel zu dominant».

Bitten wurden allerdings telefonisch dargebracht. Marianne seufzte, wenn sie an den vorletzten Samstag dachte. In aller Herrgottsfrühe war sie zu Mirjam gefahren, um ihr beim Aufstellen ihres Standes an einem Bazar zu helfen. Die Buben seien an einem Jugendlager und Andreas habe sowieso keine Zeit. Sie, Marianne, hatte sich jedoch am Freitagabend unmöglich schon freimachen können . . . es aber nicht gewagt, Mirjams Anliegen abzuschlagen. Wenn das «Kind» schon einmal um etwas bat . . .

Sie hätte freilich wissen müssen, wie es herauskommen würde. Nach der Eröffnung des Bazars war sie überflüssig. Strahlend empfing Mirjam an ihrem Stand Freunde und Bekannte, liess sich beglückwünschen zu dessen toller Gestaltung und hatte endlos Zeit für Gespräche. Kein Wort davon, dass die Mutter tatkräftig mitgeholfen hatte. Marianne verabschiedete sich, enttäuscht und traurig fuhr sie heim, sie kam sich ausgenutzt und abgeschoben vor. Ihre Beziehungen zu Mirjam glichen einem Feld, über welches ein Sturm hinwegfegte. Würden sich die Halme je wieder aufrichten? Sie wollte nicht weiterdenken. Auch nicht an die Sonntagsbesuche von Sohn Christian mit Familie – Vater, Mutter und drei Kinder. «Maggy

freut sich so, wieder einmal nicht kochen zu müssen und sich von dir so liebevoll verwöhnen zu lassen», lautete der Refrain jeder Selbsteinladung, die ihr zunehmend Mühe machte. . . Aber sie brachte den Mut nicht auf zu sagen, dass diese Besuche zur Belastung geworden waren.

Sie trat unter die Balkontüre. Schweigend sassen die andern beiden in der Dunkelheit, tief in ihre Gedanken versunken, sie sahen nicht den funkelnden, klaren Sternenhimmel über sich und nicht das Mondlicht auf dem See. «Kommt herein – es ist gemütlicher hier drinnen!» Die Stimmung blieb gedrückt, trotz der freundlichen Wärme, die der blaue Kachelofen zu verströmen anfing und trotz des warmen Lichtes der Lampen neben den Ledersesseln. «Ihr habt doch früher auch «nein» sagen können», meinte Hanna schliesslich. «Ja – ja natürlich – früher. Da hatte das Nein einen pädagogischen Wert. «Und den hätte es heute nicht mehr?»

Hanna war es, die den Plan eines Ferienmonates im Süden vorbrachte. «Wir brauchen Abstand, alle drei. Ich habe Freunde, die dort unten ein Haus besitzen, den Schlüssel bekomme ich jederzeit. Wir packen alles, was uns Spass macht, in Mariannes Auto – Bücher, Malutensilien, Schreibpapier, Fotoapparate und Wanderschuhe und fahren einfach los. Vielleicht gelingt es uns nachher, die Pflichten, Mühen und Probleme, die wir uns aufgehalst haben, mit anderen Augen zu sehen.»

Hannas Idee zündete. Marianne stieg in den Keller hinab und kam mit einer Flasche Côtes du Rhône zurück. Als der dunkelrote Wein in den Gläsern funkelte, sagte Charlotte – es klang beinahe schuldbewusst: «Sabi würde schimpfen. . . sie mag es gar nicht, dass ich Wein trinke...» «Und due lässest dir den Genuss vermiesen?« spottete Hanna. «Wir haben einiges zu lernen, bis wir emanzipierte Mütter und Grossmütter geworden sind. Warum lassen wir uns von der Kritik unserer Kinder überhaupt beeinflussen? Warum buchen wir ihre Schwierigkeiten – gleich welcher Art sie sind – immer auf unser Schuldenkonto und klagen uns an, sie hätten es leichter, hätten wir sie nur anders erzogen. Das bringt gar nichts, das ist genau so nutzlos, wie sich für die Jungen erneut aufopfern zu wollen in der Annahme, das sei unsere Mutterpflicht ... Ein Mutter-Syndrom haben wir, und das müssen wir bekämpfen. Wir dürfen die Familienbande nicht zu Fesseln werden lassen – für unsere Kinder nicht (aber die wissen sich dagegen zur Wehr zu setzen) – und für uns selber auch nicht. Freuen wir uns auf unsere Reise – als Auftakt zu unserer Unabhängigkeit!»

Die drei Frauen lächelten sich zu, als hätten sie eine Verschwörung angezettelt, sichtlich gewillt, an einen Erfolg des geplanten Experimentes zu glauben.

Hu